

weise, einer neuen Kultur. (H. perhorresziert dieses Wort, – so wie er es verwendet, auch zu Recht. Aber geht es ihm nicht eben darum?). H.s Denken will gesetzgebend sein. Darin steht er in der Reihe der wagemutigsten Metaphysiker. Aber während diese ihre Ansprüche u. a. auch dadurch annehmbar zu machen versuchten, daß sie das Vernünftige in den allgemein geteilten bzw. überlieferten Überzeugungen in ihr „System“ integrierten, dominiert bei H. (in diesen Jahren) die schroffe Absetzung, ja oft leider eine massive Schwarz-Weiß-Malerei und bissige Polemik. Wie muß sich z. B. ein Techniker oder Historiker fühlen, wenn er liest, was H. über Historie und Technik schreibt (165–185)? Wie ein gläubiger Mensch (z. B. 39, 142, 195, 238), – wie ein „noch“ metaphysisch fragender Philosoph, – wie ein Mensch, der das Unglück hat, der lateinischen Sprachwelt (187. 195) anzugehören? Wo sind die nötigen Distinktionen? Wo die expliziten Einführungen neuer Begriffe bzw. Grundworte? H.s Stil ist leider weithin derart, daß der Leser nicht als möglicher Partner in das Geschriebene einbezogen ist. So kann auch der Leser, der H. mit großer Lernbereitschaft und mit einem Vorschuß an Wohlwollen entgegenkommt, (mindestens phasenweise) von Verärgerung erfaßt werden.

Und dennoch ist auch die Löwenpranke des Genies in diesem Band immer wieder spürbar, wie mein kurzes Referat vielleicht andeuten konnte. Zwei diskussionswürdige Punkte will ich kurz aufgreifen. Beide haben mit dem Problem der Philosophie als solcher zu tun. *Erstens*: Wenn man über die Frage nachdenkt, in welchem Sinne je eine Philosophie *wahr* genannt werden könnte, kommt man zu der Einsicht, daß weder eine mensurative Adäquation zu einer „Sache“ noch die Kohärenz der Einzelaussagen, die ein philosophisches Gedankengefüge bilden, einen hinreichenden Begriff ergeben. Anders als die positiven Wissenschaften hat die Erste Philosophie – denn nur um diese geht es bei H. – in der Tat keinen Gegenstand, der nur zu erfassen wäre. (63) In gewisser Weise ist schon Hegel so weit gekommen, der den „Begriff“ als reine Bewegung sah, freilich aufgrund seiner Theologie diese Bewegung letztlich als ewige Selbstbewegung deuten konnte. Wenn H. das philosophische Denken als ein freies, empirisch ungestütztes, aber durch eine geschichtliche „Stimmung“ geführtes Entwerfen versteht, führt er damit nicht die Kantische Erkenntnis fort, Metaphysik sei etwas völlig anderes als Physik? Vielleicht kann man sogar versuchen, H.s Begriff des Seyns von daher zu rekonstruieren: von der Frage, wie Wahrheit zu verstehen sei, wenn Philosophie „wahr“ sein soll. – Noch in einer *zweiten* Hinsicht steht H. Hegel nahe, der, neben Nietzsche, überhaupt der Philosoph mit der stärksten Präsenz in dieser „Besinnung“ ist. Es ist das Verhältnis der Entsprechung zwischen Systematik und Geschichte. Hegel findet bekanntlich in der „Äußerlichkeit“ der Geschichte der Metaphysik die Grade der Selbsterkenntnis des Geistes wieder. Wo Hegel Grade des Zu-sich-selbst-kommens hat, stehen bei H. die Ebenen der ontologischen Degeneration: vom Seyn her zur Seiendheit zum Seienden bzw. vom Ursprünglichen zum immer mehr Abgeleiteten und Fundierten. Und auch Heidegger will diese reine ontologische Ordnung des Entspringens wiederfinden in der Geschichte der Metaphysik: von der aletheia zur Richtigkeit zur Gewißheit usw., obwohl diese Dekadenzgeschichte nur sehr gewaltsam mit den Daten zusammengebracht werden kann und obwohl sie sich aus einseitigen Bewertungen speist. Also muß man annehmen, daß es sich dabei nicht nur um Reste einer (umgedrehten) idealistischen Geschichtsdeutung handelt, sondern um die Konsequenzen aus einem eigenen Programm, zu dem die konsequente Vergeschichtlichung alles Wesens gehört. Wenn die Konsequenzen aber nicht recht tragbar erscheinen, so muß man sich fragen, ob nicht sowohl die Diagnose der Gegenwart wie das Programm der Vergeschichtlichung in wichtigen Punkten revidiert werden müssen. G. HAEFFNER, S. J.

ARENDDT, HANNAH/HEIDEGGER, MARTIN, *Briefe 1925 bis 1975 und andere Zeugnisse.*

Aus den Nachlässen hrsg. v. Ursula Ludz. Frankfurt a. M.: Klostermann 1998, 435 S.

Während Heidegger (H.) im November 1924 in Marburg über den „Sophistes“ Platons las, traf ihn der Blick der Studentin Hannah Arendt (A.). H. war damals 35, war verheiratet und hatte zwei Kinder. A., die belastet war durch die „Schatten“ einer zerrissenen Jugend, war 18; sie war Jüdin. Dieser Augen-Blick war der Anfang einer Liebesgeschichte, die erst 1975 mit dem Tod A.s ganz endete. Dazwischen gab es Höhen, Tie-

fen und Pausen, die auch im vorliegenden Briefwechsel erkennbar sind. Dessen erste Hoch-Phase erstreckt sich vom Februar bis zum August 1925. Sie findet eine gewisse Verlängerung bis zum Winter 1932/33. Im Januar 1926 teilt A. Heidegger mit, daß sie ab SS 1926 nach Heidelberg zu Jaspers gehen wird, und zwar, wie sie später (9.2.1950) schreiben wird, „ausschließlich Deinewegen“. Von 1933 (A.s „Wandern“ und H.s „Irenen“: so H., S. 107) bis 1950 ist Pause. Aber am 7.2.1950 ist A. in Freiburg und läßt das H. wissen. Ab da beginnt eine neue Phase von Gesprächen und Briefen, zunächst sehr intensiv bis Juli 1952, dann weniger intensiv, bis, nach einem Besuch mit (nicht ganz unbegreiflichen) Eifersuchtsszenen durch H.s Frau Elfriede (310f.) der Kontakt fast ganz abbricht (für die Zeit 1954 bis 1966 gibt es nur drei Briefe). Ab 1967 setzt dann eine Art von versöhntem goldenem Herbst mit häufigen Besuchen und Briefen ein. – A. war die Muse der intensivsten, der Marburger Zeit H.s. Als sie 1950 (bzw. indirekt schon 1948) den Kontakt wieder aufnahm, „nach fünf Jahrfünft“, wie H. stilisierte, glaubte er anknüpfen zu können an damals, nur jetzt mit Einbeziehung von Elfriede: „Wir haben, Hannah, ein Vierteljahrhundert unseres Lebens nachzuholen“ (82). Sie sah das zwar anders, war aber doch glücklich, daß ihre Treue ein Echo fand. Sie bemühte sich, H. zu dienen, indem sie ihn gegen Angriffe verteidigte, sich um die amerikanischen Übersetzungen seiner Werke kümmerte oder nach Möglichkeiten Ausschau hielt, seine Manuskripte günstig zu verkaufen. Sie las alle neuen Texte von ihm sehr sorgfältig; ihr Aufsatz zum 80. Geburtstag H.s im September 1969 (hier S. 179–192) ist eine der besten Kennzeichnungen seines eigenartigen Denkens. Zu einem gleichrangigen Verhältnis freilich kam es auch jetzt nicht. Er schaute in ihre Bücher offenbar nur knapp hinein; die erhoffte Anerkennung ihrer eigenen Leistung blieb weitgehend aus. Er blieb der Lehrer, er (und seine Frau) bestimmten die Termine und den Rahmen der Besuche; die Themen, um die es in den Briefen geht, sind weitestgehend seine Themen; H.s Briefe sind, abgesehen von einigen (sehr diskreten) erotischen Anspielungen, recht diplomatisch verfaßt, und auch sie schreibt sehr vorsichtig: nach wie vor wird beiderseits viel „verschwiegen“, d. h. draußengelassen (H. am 13.5.25: „Wir sind beide Menschen, die schwer reden – aber auch ein Schweigen verstehen“; vgl. 74, 77). Was schon dem Leser nicht verborgen bleibt, wird bestätigt durch das, was A. anderen Briefpartnern gegenüber ungeschützt äußert oder für sich selbst notiert (besonders abgründig z. B. im Text über den „Fuchs“ H., 382 f.). – So kann man das Urteil der Herausgeberin verstehen: „So bleibt am Ende der hier dokumentierten Geschichte eine Differenz: Er erinnert sich anders, als sie der Freundin und dem Freund berichtet. Und die Frage drängt sich auf: Was ist Wirklichkeit?“ (362) – Das Material, aus dem diese Edition schöpft, stammt ganz überwiegend aus dem Nachlaß A.s, der größtenteils im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar lagert, ebenso wie der Nachlaß H.s. Letzterem sind nur Briefe aus der Zeit zwischen 11.8.67 und 18.7.73 entnommen. Das bedeutet, daß A. viel mehr Briefe H.s aufbewahrt hat als dieser umgekehrt. Hätte A. nicht von einigen ihrer Briefe Abschriften gemacht, wäre das Zahlenverhältnis noch ungünstiger geworden als es jetzt ist, nämlich etwa 125 Briefe von H. gegen ca. 38 von A. (Dazu kommen einige Briefe zwischen A. und Elfriede H.). Aus den Anfängen der Beziehung, vom 10.2.25 bis 18.2.28, sind offenbar nur die Briefe H.s erhalten. Sowohl A. (in ihrer Frühzeit) wie noch mehr H. (ab 1950) haben ihren Briefen Gedichte beigelegt. – Die Herausgeberin ist als sehr gute A.-Kennerin ausgewiesen. Sie beschränkt sich und überfrachtet die Dokumentation nicht mit dem Versuch, alle Quellen zum Verhältnis von A. und H. auszuwerten für ein „Gesamtbild“. Wir verdanken ihr eine sehr sorgfältige Edition: ein sehr kluges Nachwort, eine zuverlässige und reiche Dokumentation im Anhang mit vielen korrekten Querverweisen. Daß es ein ausführliches Personenverzeichnis gibt, ist zu begrüßen. (Vielleicht wäre es noch besser gewesen, die Fundstellen in den Dokumenten und die im Kommentar je anders auszuweisen. – Im Hinblick auf eine weitere Auflage darf auf einige Stellen hingewiesen werden, die Druck- bzw. Lesefehler zu enthalten scheinen: S. 36: „Wirken und Wesen der Frau – ist viel ursprünglicher [einfügen: *als* ?] für uns [scil. Männer] – Fügung“; S. 94: „daß der Mensch auf dieses ‚Seyn‘ sich vorbereiten“; S. 94: „daß das Schicksal der Juden und der Deutschen je seine eigene Wahrheit hat“; S. 112: „So weit müßten wir kommen“; S. 218: „chemin des Lauves“.)

Die persönliche Beziehung zwischen H. und A., soweit sie aus diesem Briefwechsel

erkennbar ist, soll nicht Thema dieser Besprechung sein. Sie geht Außenstehende nichts an. Der Band enthält jedoch auch eine Fülle von Texten, die hilfreich sind für das Verständnis des Denkens der beiden Briefpartner, freilich weniger für das Denken von A. als für das H.s. Als Erstes einige Zeugnisse aus der Mitte der zwanziger Jahre, im Spannungsfeld von denkerischer Arbeit, Naturerfahrung und menschlicher Beziehung! Da ist zunächst das überaus wichtige Bekenntnis H.s in seinem Brief an A. vom 10.1.1926, dessen zentraler Satz lautet: „Ich habe Dich vergessen – nicht aus Gleichgültigkeit, nicht weil äußere Umstände sich dazwischen drängten, sondern weil ich Dich vergessen mußte und vergessen werde, so oft ich auf den Weg der letzten konzentrierten Arbeit komme. Das ist keine Sache von Stunden oder Tagen, sondern ist ein Prozeß, der in Wochen und Monaten sich vorbereitet und wieder abklingt. Und dieses Weg-Kommen von allem Menschlichen und Abbrechen aller Bezüge ist im Hinblick auf das Schaffen das Grandioseste, was ich an menschlichen Erfahrungen kenne – im Hinblick auf die konkreten Situationen das Verruchteste, was einem begegnen kann. Es wird einem bei vollem Bewußtsein das Herz aus dem Leibe gerissen.“ (54) Aber die Isolierung, in die ihn die Arbeitswut treibt, lebt doch von der Nähe der Natur: Von seiner Hütte, in der er oft bis nachts um 2 Uhr arbeitet, berichtet H.: „Wenn ich oft ganz gepackt bin, springe ich auf den nächsten Berg und lasse mir den Sturm um die Ohren pfeifen. Ich brauche diese Nähe der Natur ...“ (14.9.1925, 47; vgl. auch 6, 44, 62, 115). – Dort „werden auch die menschlichen Dinge einfacher und stärker, und sie verlieren ihr Verhängnisvollstes – die Alltäglichkeit. Wir müssen uns immer wieder dahin bringen, daß alles neu ist, wie am ersten Tag“ (ebd.). Diese Wiedergewinnung ursprünglicher Gegenwart lebt aber auch von der Erinnerung an die Nähe der Freundin: „Nicht fragen wozu und warum sondern nur *sein*. ... Und was können wir tun, als einzig – uns aufzuschließen – und sein *lassen*, was ist. So sein *lassen*, daß es uns reine Freude ist und Quelle jedes neuen Lebenstages“ (8.5.25, 29). Zu diesem Seinlassen gehört Zurückhaltung: „Wäre die Liebe noch das große Glauben, das mit ihr in der Seele anhebt, wenn ihr nicht gerade das aufbehalten bliebe, zu warten und zu behüten? Dieses Wartendürfen dem Geliebten zu – ist das Wundervollste – denn in ihm ist das Geliebte gerade ‚Gegenwart‘.“ (1.5.1925, 28). H. möchte aber A. davor warnen, es ihm gleichzutun. Sie, die junge Frau, soll „zurück aus der Bahn in die furchtbare Einsamkeit wissenschaftlichen Forschens, die nur der Mann aushält – und auch der nur dann, wenn er die Last mitbekommen hat und die Raserei, produktiv zu sein.“ Er schreibt ihr: „... nur wenn Sie sich freuen, werden Sie die Frau werden, die Freude geben kann, und um die alles Freude, Geborgenheit, Ausruhen, Verehrung und Dankbarkeit an das Leben ist. Und nur so bleiben Sie in der Bereitschaft, das sich anzueignen, was die Universität Ihnen geben kann und geben soll. Darin liegt Echtheit und Ernst, nicht aber in einem erpreßten wissenschaftlichen Tun der vielen Ihres Geschlechts – in einer Geschäftigkeit, die eines Tages irgendwie auseinanderbricht, sie hilflos macht und sich selbst untreu. Und gerade dann, wenn es zu eigener geistiger Arbeit kommt, bleibt das Entscheidende, die ursprüngliche Bewahrung des eigensten fraulichen Wesens.“ (10.2.1925, 11 f., zu diesem Thema vgl. auch 13 u. 36). – Aus der zweiten Phase der Beziehung, nach dem Kriege, findet man einige interessante Informationen. 1950 hatte H. versucht, sein Kantbuch für die zweite Auflage zu überarbeiten; es gelang ihm aber nicht; so veröffentlichte er es unverändert (97, 111). Im Sommer desselben Jahres, wohl im Zusammenhang mit dem Koreakrieg, rechnete H. mit einem möglichen Einmarsch der Russen in Deutschland: „Wohin ich mit meinen Arbeiten der letzten Jahre, die noch nicht abgeschlossen sind und nur in der Urschrift da, soll, wenn die Walze kommt, weiß ich nicht. Lebendig werden mich die Russen bzw. die N.K.W.D. nicht kriegen.“ (27.7.1950, 114). Aber es kam anders; es blieb noch Zeit für den Versuch einer Konzentration des länger schon Gedachten in eine gültige Form. Dem groß gewordenen Ruhm und der Menge der Einladungen setzte H. jedoch eine gesteigerte Hermetik dieser Form entgegen. „Die oft durchdachten Sachen werden immer geheimnisvoller. So kommt es noch dahin, daß wir im Sagen eines Tages das ganz Unverständliche wagen müssen, ohne uns um die immer handgreiflicher um sich greifende Verständlichkeit zu kümmern.“ (6.2.1951, 121). Nach der Art eines Gedichts soll das „Sagen“ ganz darin sich erfüllen, das, was zu sagen ist, in eine Präsenz zu stellen, es zu „zeigen“; die schrittweise Hinführung, d. h. das

Eingehen auf das Ausgangsverständnis und auf die Einwände der Leser und Hörer, tritt demgegenüber zurück. Dieser Aufgabe, in H.s Denken einzuführen, widmen sich inzwischen ohnehin auch schon Schüler und Gelehrte. Im Briefwechsel findet das rororo-Büchlein von Walter Biemel Lob sowohl von A. wie von H. selbst: „Du hast recht: Biemels Buch ist ausgezeichnet und mutig ... Es öffnet den Weg meines Fragens und hält ihn offen, zumal am Schluß,“ mehr als Pöggelers Buch über H.s ‚Denkweg‘ (27.7.73, 245). – Den Plan einer Gesamtausgabe der Werke H.s, den zuerst der Verleger Wolf Jobst Siedler gegenüber A. vorgebracht hatte, lehnt H. zunächst ab (10.3.1972), läßt sich aber im Herbst des folgenden Jahres darauf ein, nun allerdings, wie bekannt, mit dem Verlag Klostermann. Gleichzeitig versucht er, die Quintessenz dessen, was er zu sagen hatte, in ein letztes Buch zu gießen: „Bin immer noch unterwegs zum Selben mit der Anstrengung, dieses *einfach* zu sagen – auf vielleicht sechzig Seiten“ (12.4.1968, 167). Das Gelingen dieses Projekts war ihm nicht mehr vergönnt, worunter er wohl sehr gelitten hat. Doch brachte der Rückblick auf das früher Gewonnene eine besondere Erkenntnis: „Freude macht mir das Denken immer noch. Man muß alt werden, um auf diesem Feld einiges zu erblicken. Und der Über- und Rückblick auf den ganzen Weg lassen erkennen, daß der Gang durch das Wegfeld *von unsichtbarer Hand* geführt ist und daß man selbst nur Weniges dazutut.“ (19.11.1973, 246) G. HAEFFNER S. J.

„HERKUNFT ABER BLEIBT STETS ZUKUNFT.“ Martin Heidegger und die Gottesfrage. Hg. von Paola-Ludovica Coriando (Schriften der Martin-Heidegger-Gesellschaft, 5). Frankfurt a. M.: Klostermann 1998. 232 S.

Der Band enthält die Referate, die bei der Tagung der Heidegger-Gesellschaft im Oktober 1997 in Meßkirch gehalten wurden. Der Kongreß war der Gottesfrage bei Heidegger (H.) gewidmet, die im Mittelpunkt einiger wichtiger, in den letzten Jahren veröffentlichter Bände der Gesamtausgabe steht, wie HGA 60 (*Phänomenologie des religiösen Lebens*, 1995), HGA 65 (*Beiträge zur Philosophie. Vom Ereignis*, 1989) und HGA 66 (*Besinnung*, 1997). – In seinem einleitenden Beitrag skizziert M. Riedel das Herauswachsen der Gottesfrage aus H.s religiöser Herkunft und seinen frühen metaphysischen und religionsphilosophischen Bemühungen. Dabei ergeben sich sowohl für die biographische Einbettung wie für die Form der Suche manche erhellenden Parallelen zu Nietzsche. – J. Greisch zeigt auf, daß Grundlinien von H.s Vorlesung über Augustinus (SS 1921) durchgehen, mindestens bis in die Freiburger Vorlesung von WS 1928/29, in der das Thema „Religion“ wieder auftritt, nachdem es in der Marburger Zeit a-theistisch weitgehend beschwiegen worden war, freilich nun in noch gesteigerter Differenz zur Philosophie. Dort trifft man auch zum ersten Mal auf den später wichtig werdenden Begriff des Daseins als „Spiels“. – B. Casper geht aus von H.s Bemerkung in den frühen Freiburger Vorlesungen, die urchristliche Religiosität lebe die Zeitlichkeit als solche. Durch den Entwurf auf die Zukunft transzendiert der Mensch sich und alles Faktische; je höher er aber so erhoben ist, desto mehr besteht die „Versuchung“ zu „fallen“ ins „Seiende“, wie H. Augustin deutet, und damit sich wegzuschleichen zu seinen „Götzen“. In dieser Formulierung sieht C. einen indirekten Hinweis auf den wahren Gott der Freiheit, dem die Reinheit der Transzendenz entspricht. Die Transzendenz ins Nichts, aufgegriffen und angeeignet durch die Frage „Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?“, bringt das bisherige Selbstverständnis des Daseins in die „Schwebe“: das ist H.s damaliger „A-theismus“, dessen positiver Übergangs-Sinn freilich erst nach der Kehre zum Tragen kommt. Der Übergang liegt in der Einsicht, daß das Transzendieren selbst nicht „gemacht“ werden kann, sondern daß man sich in es, das von sich aus geschieht, „loslassen“ muß, in einer Analogie zur Gnade. Entscheidend für C. ist die Kombination zweier Stellen aus GA 65 (183 f. und 256): „Erst von dem Ereignis her, in welchem die Wahrheit des Seyns west ‚dergestalt, daß dieses selbst ›das Menschsein gründet‹, und zwar in seiner Angewiesenheit auf das Dasein“, kann das Einander-Bedürfen von Seyn als sich ereignendem und sich zeitigendem Dasein in zureichender Weise zur Sprache kommen,“ damit aber auch, „inwiefern das Seyn, welches als Ereignis west, der ‚Grund und Abgrund der Verfügung des Gottes über den Menschen und kehrig des Menschen für den Gott‘ ist.“ (79). – H. Helting schlägt vor, H. und Mei-